

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 31.

Samstag, 6. Februar.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlßen.

„Und nun sei versichert, daß ich vergesse, was du mir erzählt hast, es sogar dir gegenüber vergesse. Nur eines muß ich dich noch fragen: Ist es möglich, daß du so blind bist, nicht zu sehen, daß der Mann, den dir ein gültiges Geschick statt jenes unbedeutenden Becken in den Weg schob, seine ganze Umgebung tief in den Schatten stellt?“

Aber Magda wollte nicht über Stephan sprechen, selbst mit ihrer besten Freundin nicht. Sie empfand ja gerade Stephens Wert mit einem doppelten Gefühl der Beschämung, weil er sich so vollständig von ihr abgewendet hatte.

Um das Gespräch von ihm abzulenken, erzählte sie von Beauclieu, von der Mutter ihres Mannes und von dem kranken Schwager. Und Signe, diese selbst ganz leidend durchtränkte Menschlichkeit, empfand mit zudendem Herzen die Tragödie der Hoffnungslosigkeit, die Magda in warmen Worten schilderte. Und als sie zum Schluß von dem Aufenthalt in der Heimat sprach, zu dem sie die beiden überredet, da strahlten die wunderschönen Augen Signes auf, und sie sagte: „Wir wollen dem armen Fred Trohsinn geben, wenn er kommt, und ihm seine Dualen wenigstens für Augenblicke vergessen machen. Ich kann das noch viel besser als du, schönes, gesundes Menschenkind, mir glaubt er meine Weltanschauung, weil ich mit ihm verwandt bin, weil wir zu einer Familie von Leidenden und Verkrüppelten gehören. Er muß sich ja trösten, wenn er unsere Schicksale vergleicht, denn was will das Frühsterben-müssen dagegen sagen, daß ich nie gelebt habe? Aus blühendem Leben, aus strahlendem Genießen und Prassen heraus riß ihn ein grausamer Zufall, aber ich sah mein Leid langsam wachsen und empfand es immer stärker und tiefer, weil mein Verstand mit meinem körperlichen Elend Schritt hielt. Aber so wie ich mir aus Scherben eine lebenswerte Existenz zusammensetzte, so kann er es tun, es wird keines von den ganzen vollen Erlebnissen werden, die Menschen wie dir beschieden sind, aber es ist etwas, was stille Stunden ausschmücken und verklären kann.“

„Liebste“, flüsterte Magda, und ihre Stimme bebte, „man wird besser, wenn man bei dir ist. Ich kam so zerrissen und unglücklich hierher und gehe frohen Sinnes. Ich möchte jemand etwas Liebes tun.“

„Mit dem Liebestun fang daheim an!“ sagte Signe mit liebenswürdigem Lächeln. „Geh' zu Stephan und bringe ihm von dieser Stimmung mit, die ich verschuldet haben soll, und die nichts anderes ist als das Glücksgefühl, das im Unterbewußtsein in dir lebt, daß du nicht bist wie — Fred — und ich!“

Magda machte eine heftige abwehrende Bewegung, aber das blonde Mädchen hob mit einer ruhigen Geste die Hand.

„Stört es dich, daß ich das selbst ausspreche? Es hat keinen Stachel für mich in diesem Augenblick. Auch ich habe meine schwachen Stunden, sie hängen mit der

Physik zusammen, wo mich Atemzüge verwunden können, aber dann komme ich nicht aus meinem Bau, dann vertriebe ich mich wie ein wundes Tier, bis die Krise überwunden ist. Nur Gregor Verne kann ich dann um mich vertragen und seine Musik. Er schlafert die Dämonen ein, wie Davids Garfe!“

„Wie geht es ihm und seinen Getreuen?“

„Sie sind unverändert, aber durch Gregor droht mir ein großer Schmerz. Er muß fort. Ich sehe es ja selbst ein, daß sein äußerer Aufschwung durch sein starkes Innenleben gefährdet ist, und so werde ich ihn gehen lassen.“

„Aber wirst du nicht zu sehr darunter leiden, Signe?“

„Ein bißchen mehr oder weniger, was kommt es darauf an? Es ist ein Meilenstein mehr in meinem Leben, und das ist schon etwas! Es bringt mich meinem Ziele näher . . .“

„Wie ist das so plötzlich gekommen?“

„Die Vernunft hat sich hineingemischt. Man sagte seinen Eltern, daß es ungesund für ihn wäre, in der Atmosphäre eines kranken, gebrechlichen Mädchens zu leben, daß seine Kräfte erschaffen, seine Gefühle nicht lebensfähig sein würden, und daraus ergab sich für den armen Jungen eine so quälende Situation zu Hause, daß ich den Knoten durchhieb und ihn hat, zu reisen. Er war sehr unglücklich, und seine schönen, blauen Augen waren tragisch anzusehen, aber dann zwang ich ihn ans Klavier, und bei den ersten Tönen war sein Schmerz vergessen, seine Kunst trägt ihn über alles hinweg. . . Und da soll ich ihn zu meiner Freude zurückhalten, bis er selbst fortstreben wird? Mag er gehen, solange er nicht will, das ist ein Trost. Dann spiele ich selbst Schicksal und rede mir ein, es sei mein Wunsch gewesen!“

Am nächsten Tage zur Teezeit wurde Magda Maltitz gemeldet. Erstaunt über seine Kühnheit, wollte sie ihn zuerst abweisen, aber dann wehrte sich ihr Stolz dagegen, daß er glauben könne, sie fürchte eine Begegnung mit ihm, und sie nahm ihn an.

Es dämmerte schon stark, und verschleierte Lampen verbreiteten ein mattes Licht über den Raum, in dem ein offenes Kaminfeuer brannte. Magda trug ein Teekleid aus weißem Crepe de Chine und fügte sich wie ein stilvolles Bild in diese Umgebung vornehmer Eleganz.

Hans Maltitz trat ein.

Er kam wie ein gekränkter Antinous, mit sorgfältig gepflegtem Seelenschmerz, ein wandelnder Vorwurf für Magdas Unbeständigkeit. Seine eigene klägliche Rolle hatte er vollkommen vergessen, in seinem Kopfe spielte sich das Erlebnis nur wie ein Treubruch von Magdas Seite ab, denn wer konnte Worte ernst nehmen, die einem Offizier in dem Momente entflohen, wo man das Anstehen an ihm stellte, seinen „heißgeliebten“ Beruf aufzugeben! Mit diesen Gefühlen und dem

heimlichen Wünsche, der Situation abzugewinnen, was sich ihr nur abgewinnen ließ, hatte er kurz entschlossen den Besuch bei Magda riskiert, in der Voraussetzung, mit irgendeiner Ausrede abgewiesen zu werden. Zu seiner Überraschung war das nicht der Fall gewesen, und nun sah er hier der jungen Frau gegenüber, die er früher so oft in den Armen gehalten, wie ein Fremder, der höchstens ihre Fingerspitzen berühren durfte. Schöne! Unerwartete! Aber mit dem ihm eigenen Leichtsinne tröstete er sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten. Er hatte ja einen so festen Glauben an seine Unwiderstehlichkeit und daran, daß auch in Magda noch jene Gefühle nachwirken mußten, die sie doch gewiß einmal für ihn gehegt.

Nachdem die ersten Höflichkeitsphrasen ausgetauscht waren, stockte das Gespräch einen Augenblick, und nun wollte Maltig doch einen kleinen Vorstoß wagen, und sagte elegant: „Wer hätte das vor sechs Monaten geglaubt, daß ich dir in deinem Hause so gegenüber sitzen würde!“

„Lieber Hans, ich finde das Thema höchst unerspriechlich. Daß doch die alten Geschichten ruhen! Glaube mir, es ist gut für uns beide, daß es so gekommen ist, ich habe es längst eingesehen, und für dich wird dieser Moment gewiß auch bald kommen!“

„Du bist grausam, Magda. Weißt du denn nicht, daß ich dich geliebt habe mit aller Kraft . . . dich noch liebe . . .“

„Um Gottes willen, spiele dich nicht als Ritter Loggenburg auf, das paßt nicht zu deiner flotten Uniform, und außerdem hättest du gar kein Glück bei mir! Ich bin mit meinem Lose sehr zufrieden und habe nicht das geringste Verlangen nach einem Flirt.“

„Du mißverstehst mich absichtlich! Ich habe jenen Moment der Schwäche, als du mich auf die übrigens unbegreifliche Probe stelltest, bitter bereut, aber du durftest mich nicht gleich so hart strafen. War denn alles ausgelöscht, was uns durch Jahre aneinanderknüpfte?“

„Nun ist es aber genug mit den gefühlvollen Reminiscenzen, ich habe dir voll und ganz vergeben, ich bin dir sogar gewissermaßen dankbar, daß du mir kurz vor Loosenschluß gezeigt hast, wie es mit deiner Liebe und Charakterfestigkeit bestellt war, aber aus den Resten von früher läßt sich kein neuer Roman konstruieren, wenigstens bei mir nicht. Willst du, daß ich dich als Better noch einigermaßen gelten lasse, dann verzichte auf den ganzen sentimentalen Unsinn, sonst empfangen dich überhaupt nicht mehr. Ich hoffe, du traust mir nicht zu, daß ich als Stephans Frau etwas anderes für dich haben könnte als . . . Mitleid.“

Hans Maltig sprang wuterfüllt auf.

„So stolz würdest du an deiner Stelle auf die Liebe deines Mannes auch nicht sein und vor allen Dingen mich ihrer nicht so sicher fühlen. Er hat noch sehr kurze Zeit, bevor ihn die Leidenschaft für dich so plötzlich packte, einen sehr gründlichen und dauerhaften Roman mit unserer schönen Ingeborg Hellmer durchlebt. Und wer weiß, was da noch die Zeit für dich an Überraschungen bringen wird!“

Magda war aufgestanden. Sie zeigte keine Spur von Erregung bei den gehässigen Worten, die sie im Innersten trafen, weil sie ihren eigenen Befürchtungen Ausdruck verliehen. Sie sagte nur leise und nachdrücklich: „Adieu!“

Maltig erblakte. Er erkannte, daß er zu weit gegangen war und sich selbst durch seine Unvorsichtigkeit aller eventuellen Chancen beraubt hatte. Er wollte einlenken.

„Aber, Magda, du wirst doch eine unbedachte Aue-
rung nicht so ernst nehmen“, bat er und fasste nach ihrer Hand.

„Aber sie zog sie fort und sagte ganz leidenschaftslos: „Wenn du nicht gehst, so zwingst du mich, das Zimmer zu verlassen, und ich bezweifle, daß es einen vorteil-

haften Eindruck auf die Dienerschaft machen wird, wenn du hier allein zurückbleibst . . .“

Da sah Maltig, daß hier nichts mehr zu retten war, und im Abgehen versandte er noch einen Partherpfeil: „Trotz alledem, schöne Cousine, stehe ich im Bedarfs-
falle zu deinen Diensten. Und es wäre ja immerhin möglich, daß die Gelegenheit, dir zu dienen, früher ein-
treten könnte, als du es selbst ahnst.“

Sie würdigte ihn keiner Antwort, und er verließ das Zimmer, ohnmächtigen Groll im Herzen.

Magda aber, die ihre Fassung nur mühsam bewahrt hatte, legte den Kopf auf ihre Hände und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus, ohne recht zu wissen, warum.

Bald darauf kam Stephan. Nachdem er ihr die Hand geküßt hatte, sagte er: „Hast du Besuch gehabt, Magda?“

„Ja, Hans Maltig war hier.“

Stephan sah seine Frau aufmerksam an. Etwas in ihrer Stimme war ihm aufgefallen, und jetzt bemerkte er auch, daß sie geweint hatte.

„Hat dieser Besuch eine so aufwühlende Wirkung gehabt? Wäre es nicht besser und schicklicher gewesen, ihn überhaupt nicht zu empfangen? Aber ich will durchaus nicht auf deine Entschuldigungen Einfluß nehmen. Verkehr mit wem du willst!“

Magda fühlte, daß ihr seltsames Benehmen den Zwiespalt zwischen ihnen noch verschärfte, aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Sie hätte irgendeine Erklärung für ihre Tränen vorbringen müssen, um die einzige Deutung, die Stephan ihnen geben konnte, daß sie dem alten, neuermachten Gefühl für den früheren Verlobten entspringen, zu widerlegen. Aber in ihr hallte doch die Erwörung über das eben Gehörte nach. Sie schwieg und Stephan sagte:

„Weißt du, daß wir für heute zu Senator Reden eingeladen sind, oder hast du das im Laufe des inter-
essanten Nachmittags vergessen?“

Sie stand auf. „Ich werde Toilette machen . . .“

„Es ist noch zu früh. Wenn es nicht zuviel verlangt ist, so leiste mir ein wenig Gesellschaft bis dahin.“

Sie setzte sich wieder hin, fast automatisch.

(Kortfegung folgt)



Keine geistige Eigenschaft erstreckt sich einer so unbeschränkten Ausdehnung, als die Beschränktheit.
Gertrud Wolff-Sirischberg.

Harte Heldenzeit.

Dazavettarzt Dr. phil. und med. Graemer, Abteilungsleiter des Evangelischen Bundes, berichtet über seine Tätigkeit:

„Es sind so viele Augenblicksbilder, die sich einem einprägen, jeder Tag bringt etwas anderes, aber einige Erlebnisse mögen doch festgehalten werden. Sie erheben und erschüttern zugleich.“

Auf dem Bahnsteig steht ein Korb. Was ist dabei? Dort stehen viele Körbe. Zum Zeitvertreib, während ich auf einen Berwundelentransport warte, lese ich die Adresse. Ich kenne die alte Dame, an die sie gerichtet ist. Was wird durch deine Seele ziehen, du gute Mutter, wenn du am Fenster sitzt, den Strickstrumpf in der Hand, und siehst, wie die Bahnleute den Korb vor deine Tür fahren und dir ins Haus tragen. Es ist das Letzte, das sie dir von deinem braven, tapferen Sohne schiden. Ich sah den Jüngling vor wenigen Wochen mit strahlenden Augen in schmuder Jägeruniform, dem Ruf seines Kaisers freudig folgen. „Ob auch Gefahren dreu'n, stolz in der Brust, siegesbewußt.“ Nun liegt er am Waldestrand bei Koyon mit zwei Kameraden gebettet, sein Helm zeugt heute noch die Stätte, da man ihn hingelegt. Wie lange noch? Dann heißt es: „Und seine Stätte kennt man nicht mehr.“ Aber daheim im stillgewordenen Stübchen in einer Ecke pflegt noch die treue Mutter die Erinnerungen, hat sie

all die Kleinigkeiten liebevoll aufgehängt, die man ihr zugesandt in jenem Korb. Abends, ehe sie ihr Haupt zur Ruhe legt, hebt sie wohl noch einmal die Lampe zu dem Bild an der Wand, wie es zwischen den Achselstücken glücklich lächelnd hängt — ein zerronnenr Traum, eine Hoffnung, eine Lebensfreude und ein Lebensinhalt, ihr „Einziger“, gepostet auf dem Altar des Vaterlandes. — Es gibt eine Predigt — ich weiß nicht von wem — über „Die Samariterin“, die das Thema hat: „Ein stehengebliebener Krug“. Ach, auch darüber ließe sich eine Predigt von ergreifender Gewalt halten: „Ein Korb auf dem Bahnsteig.“

Der Zug rollt in die Halle. Zwei Offiziere sind gemeldet. Sie sind schwer verwundet. Sie sollen von einem Bahnhof zum andern übergeführt werden und haben dazu die Hilfe des „Roten Kreuzes“ erbeten. Mit zwei Tragbahren stehen vier Mann bereit. Auf einem Stuhl werden sie herausgehoben aus den engen Gängen eines D-Zuges und auf die Bahren gebettet mit ihren Habseligkeiten. Neugierig schauen die Insassen des D-Zuges aus den Fenstern. Es ist die Gafferei den Herren sichtlich unangenehm und einer bittet: „Ist es nicht möglich, Herr Doktor, daß wir hier die drei Stunden, die wir warten müssen, etwas allein sein können? Man verträgt im Kriege alles, nur kein Mitleid.“ „Herr Hauptmann, ich habe schon angeordnet, daß für die beiden Herren das „Damenzimmer“ bereit ist. Dort können Sie die Zeit verbringen.“ Wie sind die Offiziere dankbar, als wir sie bequem gelagert und ihnen die Möglichkeiten geboten haben, sich zu waschen. Ich erneuere ihnen die durchgebluteten Verbände. Das ist selbstverständlich. Als ich aber einen meinen „Sanitäter“ antreten lasse, einen Barbier seines Zeichens, und die Herren auch noch rasiert werden, da reichen sie mir die Hand. „Kamerad“, sagt der eine zum andern, „hebt fange ich wieder an, Mensch zu werden und an Kultur zu glauben.“ „Was, auch dunkles Bier gibt es hier? Davon haben wir uns immer etwas in den Schützengräben erlaubt, doch schließlich waren wir alle der Meinung: ach, so etwas gibt es ja gar nicht.“ Die drei Stunden sind schnell vorübergegangen. Blinklich treten die Sanitäter wieder ins Zimmer, um auf Kommando die Bahren aufzuheben. Die Klügel der Verbindungstür zwischen Damenzimmer und Wartesaal werden zurückgeschlagen, damit die Bahren durchkönnen. An langer Tafel sitzen sechzehn junge Burschen, Kriegsfreiwillige, eben erst eingekleidet, und schon auf der Ausreise. Auch sonst viel Soldaten und Zivilisten nehmen rasch ihr Abendbrot im Wartesaal ein. Vom Augenblick erfährt, trete ich in die Tür und rufe in den Wartesaal: Achtung! Sofort erheben sich die an diesen Ruf gewöhnten Soldaten von ihren Plätzen. Doch auch kein Zivilist bleibt sitzen. Still ist es plötzlich im großen Saal, als wir die zwei Offiziere durch die Reihen tragen. Sie haben den Säbel in der Hand und auf der Brust liegt jedem das anspruchslöse und doch so herrliche Zeichen des Eisernen Kreuzes. So ehrt man durch Erheben von den Plätzen seine Helden, stumm und stramm grüßend — ohne Neugier.

Die Bahnverwaltung hat mir in zuvorkommendster Weise als Verbandszimmer für die Verwundeten das Fürstenzimmer eingeräumt. Wer hätte nicht schon auf einem Bahnhof mit großem Respekt vor einem Fürstenzimmer gestanden. Selbst der Oberbahnhofsvorsteher betritt es nur mit Handschuhen und dem Degen an der Seite. Heute, Welch ein verändertes Bild! Dort, wo man sonst höfische Verbeugungen macht, sitzen vier deutsche Jungen in ihren Verbänden. Alle vier können nicht reden. Der Schuß ging durch Wange und Kiefer. Eben werden zwei russische Offiziere von einem Unteroffizier vorübergeführt. Da erhebt sich langsam, mühsam einer der Verwundeten von seinem Sitz. Es glänzen die eben noch so eingefunkelten Augen, die eine Hand krampft sich und durch den Verband am Munde hindurch hört man das eine Wort: „Ein Russe!“ Ein wütender Blick geht durch die Fensterscheib: und trifft das Auge des Gefangenen. Dann streicht sich der deutsche Soldat mit der noch heißen Linken über den leeren Armel des rechten Armes.

Es ist gemeldet, daß ein Verwundeter abends um zehn Uhr ausgeladen und nach dem andern Zug gebracht werden soll. Alles bereit: Tragbahre, drei Mann Sanitätswache, „Zugführer, wo ist der verwundete Soldat?“ „Wir haben keinen im Zug, doch eine Frau mit ihrem Kind wird Hilfe nötig haben.“ Wir öffnen die Tür. Der treusorgende Schaffner hat die zweite Klasse der Frau mit ihren Kindern eingeräumt. Die Mutter hat ein Kind von acht Wochen an der

Brust. Gegenüber auf dem Polster aber liegt ein Knabe von fünf Jahren mit verbundenen Füßchen. „Wer seid Ihr? Wohin wollt Ihr?“ „Den Vater haben die Russen weggeführt. Ich floh mit den Kindern aus dem Dorf in der ostpreussischen Heimat. Da haben sie hinter uns her geschossen und das Bübchen trafen sie in beide Fersen.“ Ich muß mich umdrehen, weg von der Mutter in ihrem bitteren Weh. Da strecken sich mir die beiden weichen Kinderärmchen entgegen. Vorsichtig hebe ich das Kind empor und trage es zum Wagen hinaus. Krampfhaft hält es sein Holzpferdchen in der Hand — das einzige Kleinod, das sie aus der Heimat gerettet haben. Als ich das fremde Kind auf die Bahre niederlege, drückte ich ihm einen Kuß auf die Stirne. Niemand hat es gesehen. Unschuldig Kind, auch du mußt die Last mittragen, die deinem Volke auferlegt ist.

Es war ein schöner Abend, noch ganz im Anfang des Feldzuges, als überall die Begeisterung hoch ging und keiner erwarten konnte, bis er hinauskam. Wir feierten Abschied von einem Kameraden. Er war Offizier gewesen, frühzeitig mußte er zu seinem großen Schmerze die liebgewordene Uniform mit dem Zivil vertauschen. Mit den klassischen Worten: „Gute Nacht Herrndienst“ hatte er die Uniform ausgezogen und war in die Kolonien gegangen. Seit Jahren war er wieder in die Heimat zurückgekehrt. Da erscholl die Kriegstompete. Sofort stellte er sich unter die Fahne. „Nun ging es hinaus in die weite Welt — und er hat noch Abschied genommen“ von seinen Freunden und seinem Weibe, das guter Hoffnung war. „Doktor, sorgen Sie für meine Frau, und seien Sie ihr nahe in der Stunde der Gefahr.“ In voriger Woche nachts um 11 Uhr kam ein kräftiger Knabe zur Welt, ganz die Züge des Vaters. „Wie wird sich da mein Mann freuen.“ Das ist der Gedanke der glücklichen Mutter, als sie das Kind zum ersten Male im Arme hält. Am andern Tag, ein Sonntagmorgen. Die Glocken läuten vom Turm; da bringt der Briefträger einen Feldpostbrief. Das Dienstmädchen läuft ins Zimmer: „Gnädige Frau, ein Brief vom Herrn Leutnant. Der gratuliert gewiß zum Jungen.“ Die Wöchnerin liest den Brief und kann es nicht fassen und glauben, was das Regiment schreibt: „Ew. Hochwohlgeboren teilen wir hierdurch ergebenst mit, daß Ihr herrlicher Gemahl am . . . beim Sturm auf ein Dorf in Belgien tapfer kämpfend gefallen ist. Wir werden dem trefflichen Kameraden stets ein gutes Andenken bewahren.“ Geburt und Grab — ein ewiges Meer.

Harte Zeit — Heldengeit.



Aus der Kriegszeit.

Was französische Gefangene erzählen. (Originalbrief.) Ein in den Vogesen stehender hiesiger Arzt schreibt: „ — — Kaisers Geburtstag war ein bewegter Tag für uns. Nachmittags gegen 2 Uhr griffen die Franzosen an. Wir wurden alarmiert und nun hub ein mächtiges Geschiesse an. Die Franzosen hatten große Verluste, zwei Kompagnien wurden beinahe völlig aufgerieben. In unserm Abschnitt machten wir etwa 50 Gefangene. Sie legten sich einfach an die Brustwehr des Schützengrabens, gegen den sie angelaufen waren und ließen sich gefangen nehmen. Gegen 10 Uhr abends kamen sie hier durch, einen Teil derselben habe ich noch verbunden. Außerdem wurden sie vernommen. Was man da hörte, war höchst merkwürdig. Es waren Leute vom 23. aktiven Regiment, am Tage vorher erst in unsere Gegend gekommen. Am Tage selbst war ihnen gesagt worden, sie sollten ein anderes Bataillon ablösen und ein paar leere Schützengräben der Deutschen besetzen. So wurden die armen Teufel losgeschickt, ihre Offiziere blieben im Schützengraben sitzen und drückten von hinten die Kommandos. Nur der Major ging mit vor und fiel. Sie bekamen wahnsinniges Maschinengewehrfeuer, so daß fast nichts mehr übrig blieb. Vor unsern Schützengräben lagen sie in Haufen. Nachmittags baten sie um Waffenstillstand, dieser wurde natürlich abgelehnt und wir schossen die ganze Nacht. Im ganzen haben wir nachts noch über 450 Schuß abgegeben. Natürlich die anderen Batterien auch. Die Gefangenen waren heilfroh, daß sie aus der Hölle kamen. Einer erzählte ganz stolz, daß er den ganzen Krieg mitgemacht hätte, ohne einen einzigen Schuß abgegeben zu haben. Das war der größte Held! Im

übrigen sahen sie gut aus, hatten neue Uniformen an, eine Art Feldgrau, nur viel zu hell. Ihre Erzählungen waren sehr interessant; viel Lust hatten sie alle nicht mehr. Auf diese Weise wurde es halb sechs, bis ich ins Bett kam. Gestern war dann Ruhe, nur nachmittags schob die schwere französische Artillerie auf . . . und die umliegenden Höhen, wo sie wohl unsere Batterie vermutete, traf aber nichts. — — —

Die Baumopfer des Krieges. Ein melancholisches Stimmungsbild über den vernichteten Waldschmuck der Umgegend von Paris lesen wir im „Journal des Débats“: Nun dürfen wir wieder in das „Vois“, und die Pariser nehmen ihre altgewohnten Spaziergänge von neuem auf. Aber ach! Was sie zuerst sehen, das sind die leeren Plätze, wo früher Bäume waren, die nun dem Krieg zum Opfer gefallen sind. Keine reizenden Baumgruppen mehr, deren anmutige Silhouette gegen den Himmel stand, sondern der kahle, leere Boden, und wo meine Lieblingsplatanen standen, ist ein Loch in der Landschaft. Man tröstet uns, indem man uns sagt, man werde große, schöne Bäume auf Wagen hierher bringen und in der Erde einpflanzen, so daß wir den Unterschied kaum merken werden. Man erseht Bäume wie Zäune, aber es ist nicht das Richtige. Als all diese schönen Bäume fallen mußten im vorigen Herbst, da man die Belagerung von Paris schon in drohender Nähe sah, hatte man Eile. Art und Säge arbeiteten zu langsam. Da wurde einfach ein Loch in den Baum gehöhrt, eine Dynamitpatrone hineingesteckt und — hast du nicht gesehen — stieg der Waldgott, der hier so lange friedlich gehaust, in die Luft. Heilige Bäume, ihr Kinder der Erde, zu denen der antike Mensch betete, was kimmert sich der Krieg um euch und euren stillen Frieden. Diese Bäume, die sich im grünen Kranz um die Festungen ziehen, erzählen auch eine Kriegsgeschichte, die ja überhaupt noch dem Antlitz eines Landes so hart eingepreßt ist. Es gab im Norden noch kleine befestigte Städte seit Vauban her, die kein Feind seitdem bedroht hatte. Die Festungswälle, sie waren im Laufe der Jahrhunderte zu einem einzigen schönen Park geworden, in dem die Militärmusik am Sonntag spielte. Die Sonne lag in dem grünen Laub, und die Kinder spielten unter den alten Linden ihre alten Spiele. Zwischen den Zweigen leuchtete das Rasengrün der Wälle und die moosige Decke auf den Mauern. Die weiche warme Hand des Friedens hatte ihr freundliches Kleid über diese Werke des Krieges gebreitet. Diese Idyllik der alten Festungswälle im Norden Frankreichs ist nun dahin. Der Krieg hat die alten Bäume vernichtet, so wie er es mit ihnen im Vois tat. Man konnte früher an dem Fehlen dieses Baumschmuckes auf den Festungswällen der Städte den Marsch der deutschen Armeen 1870 feststellen. Nun sind sie alle, die kleinen Festungen, traurig gleich und einförmig geworden. Der ganze Norden Frankreichs hat in diesem Kriege seinen Schmuck der alten Bäume verloren. Nauch und lahl ragen die Mauern auf, und auf lange hin wird sie dahin sein, die Poesie dieser Festungswälle im Baumschatten und Rasengrün, da die Kinder im Sonnenschein spielten und die Bürger bei heller Militärmusik behaglich auf- und abpromenierten. . . .

Von den Helden der „Blücher“ werden in englischen Blättern manch charakteristische Züge erzählt, die aus den Berichten englischer Matrosen herstammen, die beim Rettungswerk tätig waren. So gibt ein Mann des englischen Torpedoboots „Arcthusa“ eine anschauliche Schilderung von dem Untergang der „Blücher“: „Das zweite unserer Torpedos traf das feindliche Schiff gerade mittschiffs und brachte ihm eine schwere Wunde bei. Wir sahen, wie der Vormast krachend zusammenstürzte; das Schiff ward völlig in dichten Rauch gehüllt, und vorn und hinten schlugen die Flammen heraus. Die Panzertürme waren zerschossen und das Ganze nur noch ein Wad. Es war ein Bild, das ich niemals vergessen werde. Das Benehmen der Deutschen war überaus heldenhaft. Jeder von ihnen an Bord wußte, daß das Ende nahe war, aber die Leute stellten sich in Reih und Glied auf und standen hier stamm, die Hände an der Hosennaht und erwarteten schweigend den Tod. Dann plötzlich ließen sie drei helle frische Hurdas ertönen und schwenkten ihre Mützen. In diesem Augenblick waren wir ganz nahe an dem Schiff, und wir riefen den Deutschen zu, herunterzuspringen. Der „Blücher“ legte sich unterdessen immer mehr auf die Seite und ging langsam unter. Die deutschen Seeleute sprangen, als sie fühlten, daß an dem Schiff nichts mehr zu retten sei, für ihr Leben. Wir hatten unsere Boote heruntergelassen und gingen ganz nahe zu ihnen heran, und so saßten wir 117 Offiziere

und Mannschaften auf. Viele von ihnen waren verwundet, und die Gesichter von einer ganzen Anzahl waren schwarz von dem Pulver der Kanonen. Auch litten sie sehr durch das eiskalte Wasser, aus dem sie kamen. Wir nahmen sie an Bord und fanden, daß eine ganze Menge von ihnen Englisch sprechen konnte. Obwohl sie bis auf die Haut naß waren, ganz kalt und manche völlig erschöpft, war doch die erste Bitte, die einige an uns richteten, die um eine Zigarette. Die Offiziere waren uns so dankbar für die Rettung, daß sie ihre Ringe von ihren Fingern streiften und sie zusammen mit ihren goldenen Uhren und Geld unseren Leuten gaben, die ihnen das Leben gerettet hatten. Ein paar der Offiziere erzählten uns auch ganz freimütig, daß sie gerade wieder auf dem Wege waren, Scarborough oder andere englische Städte zu beschließen. Die Offiziere wurden nicht als Gefangene behandelt. Sie nahmen alle ihre Mahzzeiten in der Offiziersmesse mit unseren Offizieren, die alles taten, damit sich ihre Gefangenen ganz heimlich fühlen sollten. „Krieg ist Krieg. Es ist doch immer nur Zufall, ob Ihr uns versenkt oder wir Euch“, sagte einer unserer Offiziere scherzend zu einem der deutschen, und der andere stimmte in einem ebenso freundlichen Ton zu.“

Vom Kugelwind. Kann die Verdrängung der Luft, die durch die Flugbahn des Geschosses hervorgerufen wird, ohne daß der Mensch getroffen ist, schwere und sogar tödliche organische Verletzungen verursachen? Diese Frage, die bereits früher in der Kriegschirurgie leidenschaftlich erörtert worden ist, erscheint durch die Erfahrungen des jetzigen Krieges in einem neuen Lichte, wie in einem Auffatz des „Temps“ hervorgehoben wird. Im 17. und 18. Jahrhundert schrieb man dieser durch die Kugel hervorgerufenen Kraft, dem sogenannten „Kugelwind“, eine ganz geheimnisvolle Wirkung zu und führte darauf die heftigsten Verletzungen und sogar den plötzlichen Tod zurück. Die Kriegschirurgen des napoleonischen Zeitalters haben sich dann mit dem Problem des „Kugelwindes“ sehr ernsthaft beschäftigt und gefunden, daß keiner der erzählten Vorfälle einer genauen Bergliederung der Tatsachen standhielt. In einer Abhandlung, die er der französischen Gesellschaft für Chirurgie vorlegte, bewies der ausgezeichnete Generalarzt des napoleonischen Heeres Larrey, daß alles, was man vom „Kugelwind“ erzählt hätte, dem Gebiet der Fabel angehörte oder zum mindesten auf eine falsche Interpretation zurückzuführen sei. Nach diesen Darlegungen war die Frage endgültig erledigt, und in den Schriften der Kriegschirurgen des 19. Jahrhunderts spielt der „Kugelwind“ keine Rolle mehr. Nun aber hat er eine Auferstehung erlebt. Von den verschiedensten Seiten sind bereits in der kriegsärztlichen Literatur, die der Weltkrieg hervorgerufen, einwandfrei beobachtete Fälle mitgeteilt worden, in denen Verletzungen durch das Vorüberfliegen oder die Explosion eines Geschosses in der Nachbarschaft eines Mannes ohne Berührung durch das Geschoss vorliefen. Die Ärzte Lannois und Chavanne haben in der Pariser Akademie der Wissenschaften Soldaten vorgeführt, die durch das Explodieren einer Granate nahe bei ihnen völlig taub geworden sind. Es gibt Fälle, wo eine einfache Gewehr-Kugel, ohne die äußeren Teile des Ohres zu berühren, eine Durchbohrung des Trommelfells hervorrief. In der Gesellschaft für Chirurgie erörterte Dr. Senoert den Fall eines Mannes, der starb, weil er sich in einer Entfernung von wenigstens einem Meter bei der Explosion einer Granate schweren Krüßers befunden hatte. Trotzdem ihn nicht der kleinste Metallsplitter berührt hatte, stellte man schwere Verletzungen der beiden Lungenflügel fest. Ähnliche Fälle sind in großer Anzahl seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten berichtet worden. Man hat zur Erklärung dieser Tatsachen sehr komplizierte Gründe anführen wollen und von der Entwicklung giftiger Gase bei der Explosion oder der schrecklichen Erschütterung des ganzen Nervensystems gesprochen. Es handelt sich jedoch bei diesen Fällen, die verhältnismäßig sehr selten sind, um eine einfache mechanische Wirkung, die an den „Kugelwind“ von einst denken läßt. Trotzdem werden die alten Legenden vom „Kugelwind“ jetzt nicht wahr. Die ungeheure Schnelligkeit, die Größe und Kraft der modernen Geschosse läßt sehr wohl die Möglichkeit zu, daß unter besonderen Umständen ein außerordentlich großer, den Organismus gefährdender Luftdruck entsteht. Bei den Geschossen des 17. und 18. Jahrhunderts war eine derartige Wirkung des Luftdruckes aber ganz ausgeschlossen, und so bleibt der alte „Kugelwind“ ein Märchen der früheren Kriegsgeschichte, als das ihn die Wissenschaft erwiefen.